

# Arbeiter-Zeitung

(Halberstädter Tageblatt)

Organ der Sozialdemokratischen Partei für den Stadt- und Landkreis Wernigerode  
Publikationsorgan der freien Gewerkschaften

**Bezahlungsbedingungen:** halbjährlich 1 Mark einschließlich Dringens, bei Selbstabholung 30 Pfennig. Einrückung höchstens 10 Zeilen, mit Ausnahme der Sonntags- und Feiertage. Bestellungen werden in der Geschäftsstelle, von unterm Boten und Agenturen entgegen- genommen. Redaktion: Halberstadt, Domplatz 48. Fernruf 2314. Verlag: Halberstädter Tageblatt, Paul Meier, O. m. b. H. Verantwortl. für Inhalt u. Wirtschaft: Kurt Wolfenbützel, für den lokalen Teil Wilhelm Rindermann, für Redakteur u. Inhaber: Karl Zreff, sämtl. in Halberstadt.

**Anzeigenpreis:** die achtspaltige Kolonelleile oder deren Raum für Anzeigen aus Stadt- und Landkreis Wernigerode 15 Pfennig, auswärts 20 Pfennig. Restanzen 40 Pfennig, auswärts 50 Pfennig. Abgehoben ist der bei Zahlung vorliegende letzte Kurs. Für die Aufnahme von Anzeigen an bestimmten Tagen und an bestimmten Stellen kann eine besondere nicht übernommen werden. Anzeigen-Aufnahme in der Geschäftsstelle Halberstadt, Domplatz 48 (Fernruf Nr. 2313), Geschäftszeiten: Montag-Donnerstag 4-6 Uhr, Freitag 4-6 Uhr, Samstag 4-6 Uhr, Sonntag 4-6 Uhr.

Nr. 13

Mittwoch, den 15. Januar 1930

5. Jahrgang

## Hereingefallen!

### Der Reichsbank-Diktator gibt klein bei.

Das Reichsministerium veröffentlicht über seine am Dienstag mittig abgehaltene Sitzung folgende Kommunikationen:

„Das Reichsministerium hat sich mit dem Gang der hiesiger Verhandlungen beschäftigt und, soweit ein Ergebnis vorliegt, der Sitzung der hiesigen Delegation zugestimmt. Nachdem die Reichsregierung im Einklang mit dem Reichsbankpräsidenten die Reichsbankgesellschaft A.G. und die Reichsfinanzstellen (Sonderbank) erübt hat, an Stelle der Reichsbank ein auf weiteres als Gründer der Bank für den internationalen Zahlungsausgleich aufzutreten, haben sich diese Banken dazu bereit erklärt. Zum Zweck der notwendigen Verhandlungen stellen im Laufe des heutigen Abends die Herren Direktor Richter und Präsident Schröder nach dem Haag.“

Die Verhandlung der Reichsregierung wird durch folgendes Kommuniqué ergänzt, das die deutsche Delegation am Dienstag nachmittags im Haag veröffentlichte:

„Die deutsche Delegation wird in der Mittwoch-Sitzung die erforderlichen Schritte tun, um die Beteiligung der Reichsbank an der Bank für internationale Zahlungen und die Mitwirkung der Reichsbank an der Bank für internationale Zahlungen gesichert zu gewährleisten.“

Der Reichsbankpräsident hat in einer Besprechung mit dem Reichsfinanzminister Dr. Moldenbauer erklärt, daß er sich den aus dem Vorgehen der Reichsregierung ergebenden Verpflichtungen nicht entziehen werde. Damit ist die Mitwirkung der Reichsbank gesichert. Die Verhandlung der Reichsbank ist in diesem Zusammenhang so zu verstehen, daß Verhandlung und Reichsbankgesellschaft als Nachfolger für die Reichsbank zu fungieren haben, bis die erforderlichen Änderungen im Reichsbankstatut getroffen sind.

Das Vorgehen Dr. Schachts im Haag hat damit geendet, daß der deutsche Reichsbankpräsident eine völlige Niederlage erlitten muß. Diese Niederlage bedeutet für Schacht ohne Zweifel einen internationalen Prestigeverlust, dessen Auswirkungen noch nicht absehbar sind. Der Fall Schacht hat nämlich mit seinem Fall gedeut, von dem er sich kaum erholen wird. Von Bedeutung ist auch, daß einflussreiche Mitglieder der Weltfinanz am Dienstag Gelegenheit nahmen, ihre Schritte gegenüber Schachts Politik zu äußern. Man bezeichnet ihn als den Mann, der sich „im Haag verführen lassen wollte“, wie das ganze „Kritikerecho“ Schachts überhaupt an den „unüberlegten Schulbüchern“ erinnert, der sich eines besseren belehren lassen muß — und das nicht zugeben will. Mit den Gesinnungen von Dienstag kann nämlich die Affäre Schacht nicht erledigt sein. Es genügt nicht, daß der Reichsbankpräsident in diesem bestimmten Fall klein gegeben hat, sondern es muß im Interesse des Ansehens und der Autorität der Reichsregierung Vorkehrungen getroffen werden, damit sich Schacht nicht noch einmal als Staat im Staat zeigen kann. Der Ort dafür ist das neue Reichsbankstatut.

Es genügt nicht, der Reichsregierung das Recht zu geben, den Reichsbankpräsidenten abzuwählen, wenn er gegen den Staat der Bank für internationale Zahlungen umtritt. Die Reichsregierung muß berechtigt sein, den Reichsbankpräsidenten abzuwählen, wenn die Politik des Reichsbankpräsidenten sich mit der Reichspolitik nicht mehr verträglich.

Das ist eine Forderung, die mit der Frage der inneren Autonomie der Reichsbank oder gar mit der Frage der Abgrenzung nichts zu tun hat. Durch die Erfüllung dieser Forderungen wird die Wahrung nicht berührt. Alle Bestimmungen im Reichsbankstatut, die sich auf die Wahrung bzw. Wahrungsfähigkeit beziehen, bleiben in Kraft. Geändert sollen und müssen nur jene Bestimmungen werden, die es dem Reichsbankpräsidenten bisher ermöglichten, zum Schaden des Deutschen Volkes und der deutschen Wirtschaft mit dem Staat Mißbrauch zu treiben.

### Ein kranker Mann.

Haag, 15. Januar. (E.F.) Dr. Schacht hat sich im Hotel der deutschen Delegation ganz ungeniert als Nebenregierung etabliert. Er hält ununterbrochen seine Pressenferenzen ab. Selbst Berichtserfasser, die bisher zu Schacht hielten, haben den Eindruck, daß es mit einem Mann zu tun haben, der einen Anfall von Caisarenschizophrenie durchgemacht. Vor dem Verfall der deutschen Regierung, sich ihm zu einigen, erklärte er z. B.: „Wer ich noch die Reichsbank werden an einem Geschäft teilnehmen, dessen moralische Grundlagen mir nicht für gelöst halten, wenigstens nicht freiwillig.“

„Ich bemitleide nicht, wenn das auch einigen Seiten helfen würde, denn ich habe eine Verantwortung nicht nur vor Deutschland, sondern vor der gesamten Welt. Ich habe ein internationales Mandat, dem ich mich nicht durch die Furcht entziehen werde.“ Dreimal wiederholte Schacht im Verlauf einer einzigen Besprechung:

„Ich irre mich nicht.“

Als ihm jemand fragte: „Fürchten Sie nicht, Herr Präsident...?“ unterbrach Schacht: „Schon.“

„Ich fürchte überhaupt nichts.“

Auf die Frage, ob nicht durch seine Weigerung, an der WZG mitzuwirken, Schädigungen entstehen könnten, antwortete er: „Ja, wenn man die Sache so falsch anfängt, dann allerdings.“

Nach allem, was vorgefallen ist, muß man sich die Frage vorlegen, warum die deutsche Delegation mit Schacht überhaupt noch verhandelt und warum sie mit ihm eine „Einigung“ gesucht und gefunden hat, die es ihm gestattet, sich als vermeintliche nationale Leistung hinzustellen. Jetzt wird er nach seiner Rückkehr nach Deutschland großspurig erklären: „Ich wollte kämpfen, aber die Regierung ist mir in den Rücken gefallen und hat mich durch die Erhebung mit einer Geheißregierung gezwungen, den unumkehrlichen Kompromiss auszusprechen.“

Das Ergebnis des Konfliktes im Haag ist: Trotz der scheinbaren Kapitulation Schachts hat die Autorität des Reiches vor den Augen der verarmten Staatsmänner der Welt einen sehr empfindlichen Stoß erlitten. Welche Regierung und welches Volk der Welt hätten sich das bieten lassen, was Schacht Deutschland geboten hat. Glaubt jemand, daß Tardieu auch nur eine Minute länger mit dem Gouverneur der Bank von Frankreich verhandelt hätte, wenn er sich so ungeführt haben würde, wie Schacht? Ein Sturm der Entrüstung ohne Unterbrechung der Parteien hätte in Frankreich nie in England einen Mann wie Schacht weggelast.

### Fort mit Schacht!

Der „Vorwärts“ bemerkt zu der „Einigung“ im Haag: „Wirtschaftlich haben diejenigen recht, die mit einer gewissen Schadenfreude behaupten, daß der Stammeinsturz bei dieser ganzen Angelegenheit Herr Schacht selbst ist. Wir können aber die Feststellung, daß der Präsident unserer Reichsbank vor dem Ausland eine lächerliche Rolle gespielt hat, keineswegs mit Genugtuung aufnehmen. Wir fragen vielmehr: Was folgt daraus? Und wie lang noch werde das Theater, das Schacht im Haag aufgeführt, bei einem neuen unüberlegten Beweis dafür geliefert, daß Schacht ein unmöglicher Reichsbankpräsident ist und daß er verschwinden muß. Die Gewerkschaften hätten auf die Gefahr der Entrobbung des Baumarcktes durch die systematische Misshandlung der deutschen Wirtschaft von der ausländischen Kapitalzucht mit höchstem Nachdruck hingewiesen. Schacht habe hunderttausende und abzehnhunderttausende von Arbeitlosen geschaffen. Schacht wolle trotzdem lassen und behaupten, die Verschlingung aufzulösen, den demokratischen Staat entmachten und dem internationalen Finanzkapital die Herrschaft überlassen. Der Kampf gegen die Diktatur Schachts sei ein Kampf für die deutsche Wirtschaft und für den deutschen Staat. Die Parole der Massen lautet: Fort mit Schacht!“

### Halbe Arbeit.

#### Keine Veränderung des Reichsbankstatutes?

Haag, 14. Januar. (E.F. Drach.) Die deutsche Delegation beabsichtigt keine Veränderung des Reichsbankstatutes vorzuschlagen. Es wird erzwungen in dem Schlußprotokoll der Haager Konferenz einen Passus aufzunehmen, das es zu den Obliegenheiten der Reichsbank gehört, sich an der Bank für internationale Zahlungen zu beteiligen. Finanzminister Moldenbauer lehnt eine weitgehende Änderung des Reichsbankstatutes namentlich in bezug auf § 6 ganz entschieden ab.

Der französische Finanzminister Chéron hat nach Rücksprache mit Moldenbauer an Tardieu ein Telegramm geschickt, in dem es heißt, Moldenbauer bestätigte auf Grund einer Vereinbarung mit Schacht, daß die Reichsbank direkt und loyal an der Ausführung des Zahlungsausgleichs mitarbeiten wird auf der Grundlage einer Änderung des Reichsbankgesetzes. Diese Mitwirkung würde sofort erfolgen ohne die Veränderung des Gesetzes abzuwarten. Die Reichsbank werde insbesondere den auf sie entfallenden Anteil des Kapitals der WZG, zelnern.

Die deutsche Delegation glaubt auf Grund einer Rücksprache zwischen Chéron und Moldenbauer, daß namentlich alles nicht verstanden wird. Aus der französischen Delegation oder hält man es für durchaus möglich, daß Tardieu sich nicht mit der in Aussicht gestellten Forderung begnügen wird. Das um so mehr, als gewisse Widersprüche zwischen dem Telegramm Chérons an Tardieu ausdrücklich von einer Änderung des Reichsbankgesetzes als Grundlage für die Vorsetzung der Mitwirkung Schachts an den Arbeiten des Zahlungsausgleichs im Haag und der Beteiligung der Reichsbank an der WZG (Reparationsbank) die Rede ist. Es scheint, daß sich die Franzosen mit einer solchen Erwähnung dieser Aufgabe im Schlußprotokoll nicht zufrieden geben werden.

### Tardieu wieder im Haag.

#### Er hofft, daß sich morgen die Verhandlungen mit Deutschland abgeschlossen sind.

Paris, 15. Januar. (E.F.) Der Ministerpräsident ist nach dem Haag zurückgekehrt. Bei seiner Abreise erklärte er, er hoffe, daß die Verhandlungen mit Deutschland bis spätestens Donnerstag abgeschlossen seien, zumal, da nach dem Canosa-Gang Schachts das letzte Hindernis an dem Weg geräumt sei.

## Das Schlichtungswesen ist schuld.

Nach Fritz Reuter ist bekanntlich die Bitterkeit an der Armut schuld. Die Kommunisten und die Spindler des Unternehmertums alles Elend der gegenwärtigen Zeit auf das Schlichtungswesen zurück. Bei den Kommunisten ist es ein Instrument zur Erschließung der Arbeiterkraft und die Spindler des Unternehmertums sind der Ansicht, daß durch das Schlichtungswesen der Wirtschaft der Sturz in den Hals gelegt wird. Sondernere Duldigkeit der Gedanken.

In der letzten Nummer der „Wirtschaftszeitung“, der Zeitschrift der Industrie- und Handelskammern Magdeburg und Halberstadt, bemerkt in einem Artikel unter der faden Heberkopf „Wie lange noch der Magdeburger Unternehmer Dr. G. Bohi, daß das Schlichtungswesen die Wirtschaft bald ganz auf den Hund gebracht haben wird. Er müde ruhig behaupten, daß das Schlichtungswesen an sich zu einem sehr erheblichen Teil schuld ist an den augenblicklichen wirtschaftlichen Verhältnissen, indem es dazu geführt hat, den beteiligten Kreisen die Verantwortung zu nehmen und dieselbe auf die Bürokratie abzuwälzen.“ Deshalb heißt das Unternehmertum nicht nur der Verschleppung der Wirtschaft, sondern auch dem ganzen Schlichtungswesen völlig ablehnend gegenüber. „Es sei, sagte Dr. Bohi, ein unhaltbarer Zustand, daß bei Ablauf eines Tarifvertrages ganz automatisch neue Lohnforderungen gestellt werden. Dann käme es zu Verhandlungen, bei denen man sich nicht einig würde und schließlich träten die Schlichtungsausschüsse in Kraft und fällten einen Spruch, in welchem einladig Lohn- und Gehaltsveränderungen betroffen würden. Was hätte aus dem Schlichtungswesen übrig? Sie müssen begreifen, weil die wirtschaftlich schuldhaft sind, daß sie unter gar keinen Umständen das Schließen eines Betriebes ertragen oder einen Arbeitsplatz führen könnten. Bei den Unternehmern ist es geradezu das Greulichste, wenn sie nach einem Stöckchen, wenn er sich mit dem Diktator der Schlichtungsausschüsse abfinden. Nicht, weil die Wirtschaft erhöhte Löhne noch tragen könnte, würden Jagdpläne von Arbeitslosigkeit heranzuziehen, sondern aus der bringenden Ratlosigkeit heraus nicht fähigen zu mühen. Die Sprüche der Schlichtungsausschüsse seien nur dadurch erklärlich, daß weder Vorwissen von Schlichtungsausschüssen noch Schlichter das notwendige Verständnis der wirtschaftlichen Lage entgegenbringen.“

Das besonders Niederdrückende, meint Herr Dr. Bohi, lie über der Unklarheit, daß die Löhne nicht von wirtschaftlichen, sondern von politischen Standpunkt aus festgesetzt werden. Um sich bei den Arbeitern beliebt zu machen. Es sei auch ein großer Irrtum, etwa anzunehmen, daß der Arbeitgeber heute der wirtschaftlich Stärkere wäre. Das sei, meint Herr Dr. Bohi, schon lange nicht mehr der Fall. Die Gewerkschaften, die organisierte Arbeiterkraft habe in weit erheblichem Maße den Staat in der Hand. Der wirtschaftlich Stärkere sei der Arbeitnehmer, der wirtschaftlich Schwächere der mühsam um seine Existenz ringende, der Arbeiter. Es wäre gut, wenn dem so wäre, daß die Arbeiter so viel wirtschaftliche Macht ausüben, wie ihnen Herr Dr. Bohi zumutet. Leider sorgen die Arbeiterzeitschriften im Lager der kommunistischen Partei dafür, daß die Bäume der Gewerkschaften nicht in den Himmel wachsen. Freilich ist durch die gewerkschaftliche Erziehungsbildung der Zahlreiche und durch die Teilnahme der Millionen organisierten Arbeiter an der politischen Macht gewachsen. Aber Herr Dr. Bohi macht sich hierüber nicht im Klaren. Herr Dr. Bohi macht sich hierüber nicht im Klaren, wenn er in der Wirtschaftszeitung seinen eigenen Stand, dem organisierten Unternehmertum, einreden will, daß sie keine wirtschaftliche Macht mehr ausüben könnten und das sie als wirtschaftliche Kräfte einberücksichtigen und jedem „Terrorismus“ der Arbeiter oder der Schlichtungsorgane unterwerfen wären. Es ist es bei weitem nicht.

Am Gegenteil: Geld regiert noch immer die Welt. Und wirtschaftliche Macht ist beruht am meisten aus, der über materielle Güter verfügt. Das sind einseitig nicht die Proletariat, sondern die Unternehmer. Was den politischen Einfluß anbetrifft, so steht die Kraft der bürgerlichen gegen die in der Sozialdemokratie politisch organisierte Arbeiterkraft wie 2:1.

Es war zwar angenehm zu hören, daß man sich in der Welt befindet, aber die Arbeiter lassen sich durch solche Kompromisse nicht überzeugen. Sie wissen, daß die Arbeiter nicht mehr als ein Gefäß zu haben haben u. daß der Gegner nicht schwach, sondern sehr hart ist. Die Herren Zinsbürger, Zinsessen, Eliten, Bögel, Kirdorf und wie die Kapitane der deutschen Wirtschaft alle heißen, werden sich wohl sehr darüber wundern, daß ein Unternehmerrindnis ihnen behelmeht, sie seien keine wirtschaftliche Macht, sondern nur ein leeres Gefäß, die nach der Weisheit der Arbeiter tun müssen. Der Bohi denn gegen die „Belohnende Theorie“, die darin bestünde, daß durch erhöhte Löhne die Kaufkraft gesteigert und der Binnenmarkt gefördert werden könnte. Er meint, wenn jemand in Deutschland Beachtung finden wollte, dann brauche er nur eine ganz absurde Behauptung aufzustellen und es werde ganz bestimmt immer Leute geben, die in ihr etwas gegreiffenes finden. „Dennarmutswesen“ läßt die Dinge doch so, daß wenn man arm ist, aber es einem schlecht geht, man nur durch Arbeit und Sparfamkeit zu Wohlstand kommen könne, nicht aber durch gesteigerten Güterverbrauch. Das wäre in gerade so, als wenn sich ein zumunnengebrachener Kaufmann dadurch aus seiner Notlage retten wollte, daß er seine Arbeitskraft befristet und seinen Verbrauch steigert. Aber auch dieses Widerwärtige würde die Kaufkrafttheorie von der Gewerkschaften

gekauft und der Wirtschaft in Unschick gestellt, daß, wenn sie besseren Zeiten entgegengehen wollte, nur die Höhe zu erhöhen brauchte.

Diese absurde Behauptung wird nicht nur in Gewerkschaftskreisen geglaubt, sondern auch in sehr maßgebenden Wirtschaftskreisen. Man blühe einmal nach Amerika und beobachte, wie die dortigen Wirtschaftskreise der Rationalisierungsfrage beizutreten verhalten. Wenn Güter erzeugt werden, so müssen sie, wenn sie ihren Zweck erfüllen sollen, verbraucht werden. Güter, die nicht verbraucht werden, verderben oder drücken den Markt. Arbeiter die nicht gut essen, können auch nicht gut arbeiten. Das ist eine Winzweisheit, die seit Adam Smiths in der Wirtschaft ihre Begründung hat. Wenn die Arbeiter nicht kaufen können, dann können die Kaufleute nicht verkaufen und die Fabrikannten nicht mehr produzieren. Das ist der logische Wirtschaftssinn, den kein Unternehmer ignoriert in das Gegenteil verkehren kann.

Herr Dr. Pöhl weiß ja auch selber, daß das Elend unter den Arbeitern groß ist, denn er zitiert, ohne sich dagegen zu wenden, eine Statistik, aus der hervorgeht, daß von 26,5 Millionen Deutschen, die ein Einkommen aus Arbeit beziehen, 19,5 Millionen ein Einkommen von weniger als 100 Reichsmark haben. Aus diesen Ziffern spricht das grauenhafte Elend.

Tropfen meint Herr Dr. Pöhl, daß es doch ein unfinniger Zustand sei, daß man „trotz der enormen Arbeitslosigkeit, trotz des großen Angebots von Arbeitskräften auf der einen Seite dauernd den Preis für die Ware Arbeit künstlich feigert und auf der anderen Seite wieder die Arbeitslosen unterläßt“.

Das ist allerdings ein Zustand, der einem Unternehmerstandpunkt niemals in den Kopf hinein will. Die Arbeiterschaft ist doch, wie Herr Pöhl sagt, eine Ware. Warum regelt sich dieser Preis der Ware nicht genau wie der anderer Waren? Innerhalb dem Großhandels- und Industriezweig nach Schuldingen rufen, und den „Schutz der nationalen Arbeit“ verlangen, womit sie eine Vertretung ihrer Ergebnisse meinen, dann halten sie dieses für ganz in der Ordnung und sogar für eine Pflicht des Staates. Wehe aber die Republik, die die Ware Arbeitskraft ihren Schutz angeheißt, indem sie den Arbeiter, der nicht arbeiten darf, vor dem Verhungern schützt.

Wenn Schutz mehr nach einem langen Seufzer über die unerschöpflichen Bedürfnisse im gemäßigten Staate Herr Dr. Pöhl die Frage auf, ob es nicht eine Möglichkeit gebe, daß sich die an der Wirtschaft beteiligten Arbeitgeber und Arbeitnehmer einmal Verantwortungsgemeinschaft angeschlossen und nach neuen Wegen suchen, weil die jetzt bestehenden doch sicher zum Untergang der deutschen Wirtschaft und zum Zusammenbruch des deutschen Volkes führten.

Wohler auf einmal das große Vertrauen zu den verantwortungsvollen Arbeitnehmern? Gerade weil die Gewerkschaften verantwortungsvoll sind, unterstützen sie in der deutschen Republik alle Mittel, die dazu dienen können, um räumliche Wirtschaftskämpfe auszuführen. Inlere arme deutsche Republik kann es sich nicht leisten, daß monatelang, vielleicht jahrelange Kämpfe entbrinnen, bei denen letzten Endes die brutale Macht des Geldes auf Kosten der Arbeitsgemeinschaft triumphiert. Aus dem Grunde ist das Schlichtungsmittel eines der besten Mittel, um auf friedlichem Wege zu einem Resultat zu kommen.

Die kommunikativen Gierigkeiten das Schlichtungswesen, die bei jeder Gelegenheit von Arbeiterorganen Mißbilligung und Verwerfung erfahren, mögen sich durch die Einbringung eines Unternehmerstandpunktes in die Schlichtungswesen gegenüber vor Augen führen, als sie auf dem richtigen Wege sind.

Wenn die Unternehmer etwas bekämpfen, dann wissen sie jedenfalls, warum sie es tun. Und Unternehmerinteressen sind ebenfallts mit Arbeiterinteressen identisch. An dem Falle der Beurteilung des Schlichtungswesens ganz besonders nicht. M. M.

## Die Sicherungen.

Am Sicherungsprozess wurde am Dienstag in die Beweisführung eingeleitet. Es hat gegen die Sicherungen überhaupt, um den Druck der Banknoten zu bewerkstelligen. Die Frankfurter Photographen, die der Buchhändler Böble zur Aufnahme des Wasserzeichens zu gewinnen suchte, haben abgelehnt, weil sie der Sache nicht recht trauten.

Karumidze hat das schauer angegangen. Er hat sich mit einem Baron von Steinheil zusammengelassen und im Namen einer „persisch-türkischen Bank“ bei dem Papierfabrikanten Weident in München eine Bestellung von Wasserzeichenpapier gemacht, das einen Gesamtwert von nicht weniger als 300 000 M. hatte. Der Handel wurde abgelehnt. 15 000 M. von seinen 30 000 hat der Fabrikant wirklich bekommen. Der Vorlesende fragt: „Kam Ihnen das nicht merkwürdig vor, daß das Papier für eine“

Bank in Istanbul von einem Münchener Dienstmann abgeholt wurde?“ Rein, sagt Weident, er sei der Meinung gewesen, daß Aktien darauf gebracht werden sollten.

Aus den Münchener Polizeiberichten, die im Anschluß daran vernommen werden, ist kaum etwas herauszukommen. Die Berliner und Münchener Banknoten, die von Dr. Pöhl mit seinen schlichten Sicherungen aufgedeckt wurden, wissen auch nichts von Karumidze zu berichten. An sich wäre das Geschäft löhnen gewesen: Sicherungen, die einen

Realwert von 20 M. haben, wurden für 13-14 M. gehandelt; heute soll man sie sogar für 6 M. kaufen können.

Es geht auch in diesem letzten Verhandlungstage ein paar komische Zwischenfälle:

So als die Sicherungen vernommen herangezogen wurden und der Vorlesende rief: „Geben Sie aber Acht, daß Sie die echten nicht mit den falschen verwechseln!“ Oder als sich auf die Frage des Vorlesenden an einen Zeugen, welcher von den Angeklagten mit ihm verhandelt habe, Zell sich meldete und sein Anwalt ihn ansprach: „Neh, ich, sind Sie ein Kamel!“

Mehrer auf Karumidze.

Auf den Georg Karumidze, den Hauptangeklagten im Sicherungsprozess, wurde nach Schluß der Verlesungsverhandlung ein Urteil gefällt, als es das Kriminalgericht verurteilt. Die Angeklagten waren Kommunisten, die auf Karumidze mit Strafen einfließen.

## Die Beleidigung im neuen Strafgesetz.

Der Strafgesetzbuch des Reichstages beendet am Dienstag die in einem Untersuchungsausschuss vorbereiteten Bestimmungen des neuen Strafgesetzbuches über Beleidigung. Eine wesentliche Änderung der Regierungsvorläufe hat der Ausschuss nur indessen auf die Wahrnehmung berechtigter Interessen beschlossen. Danach soll wegen einer Beleidigung Bestrafung nicht eintreten, wenn der Täter zur Wahrnehmung eines berechtigten öffentlichen oder ihm nahe gelegenen privaten Interesses handelt und er sich ersichtlich in ernstlichem guten Glauben an die Wahrheit der Äußerung befindet hat. Außerdem schlägt der Ausschuss vor, die Regierung zu ersuchen, in das Einführungsgegesetz Bestimmungen über ein Tatfachen-Bestimmungsverfahren aufzunehmen.

# Sklarekgehd für die Deutschnationalen.

Bruhn packt aus. — 8000 Mark werden schon zugegeben.

Der Sklarek-Untersuchungsausschuss des Reichstages vermahnt am Dienstag den Reichstagsabgeordneten Bruhn,

der bis zur Sklarekfrage der Deutschnationalen Fraktion angehörte. Er betonte, ihm sei feinerseitig von Leo Sklarek gefälligweise durch Mitteilung gemacht worden, daß jenseit der deutschnationale Stadionsordneter Ganzow in seiner Eigenschaft als Schatzmeister der Deutschnationalen Partei bei ihm gewesen sei und für Parteigeeld 2000 Mark bekommen habe.

Sklarek habe ihm später wiederholt gesagt, daß Ganzow bei ihm gewesen und jedesmal Geld bekommen habe. So schließlich habe ihm Leo Sklarek mitgeteilt, er möge nun Ganzow veranlassen,

endlich einmal mit dem Geldhohlen abzuklappen.

Stadionsordneter Ganzow (DnSP) gibt an, er sei als Schatzmeister der Deutschnationalen Partei durch Bruhn aufgefordert worden, daß er sich auch einmal an die Sklarek-Verhältnisse wende, um

Geld für Parteigeeld

zu erhalten. Das sei im Jahre 1926 gewesen. Er sei darauf zu den

## Schluß mit dem Unfug.

Jörgelbe verurteilt den Berliner Kommunisten-Klämmer. Der Berliner Polizeipräsident teilt mit: Die Bezirksleitung der KPD, in Berlin und die ihr nachfolgenden Organisationen haben ihre Anhänger zu einer Massen demonstration am Mittwoch, den 15. Januar, um 18 Uhr aufgerufen. Am Hinblick auf die in dem Verlauf angelegten Gewalttaten gegen Andersdenkende ist mit Gegenmaßnahmen und mit ernstlichen Maßnahmen zu rechnen. Es besteht also eine unmittelbare Gefahr für die öffentliche Sicherheit. Der Polizeipräsident hat daher für Mittwoch, den 15. Januar, alle Versammlungen unter freiem Himmel einschließlich aller Unfuge verboten.

Krawalle in Worms.

Mains, 14. Januar. (Eig. Draht.) In Worms kam es am Dienstag zu Erwerbslosenkrawallen. Die von der Kommunisten aufgemachte Demonstration waren in der Innenstadt mehrere Schaulenker ein, benarben die Polizei mit Steinen und gabere vereinzelt auch Schüsse. 4 Polizeibeamte und 7 Zivilpersonen, die zum Teil in den Vorgängen völlig unbeteiligt waren, wurden verletzt. Annähernd 40 Personen wurden zwangsgewalt.

Wichtigsten in Schlesien-Hollstein.

Kiel, 14. Januar. (Eig. Draht.) Die Kommunisten Nordwest-Deutschlands rufen durch Plakate und Presseartikel den Kampf gegen die Nationalsozialisten nach Hamburg auf, wo am 1. und 2. Februar ein Bezirkskongreß der revolutionären Gewerkschaftsopposition stattfinden soll. Mit dem Aufruf verbunden sind Drohungen gegen die Hamburger Polizei, von der bei jeder Gelegenheit, wie er in der kommunistischen Presse heißt, „neue proletarische Morde bestimmt erwartet“ werden.

## Demagogie in Thüringen.

Wenig die Nazis regieren.

Weimar, 14. Januar. (Eig. Draht.) Die ganze nationalsozialistische Demagogie entüllte sich am Dienstag im thüringischen Landtag. In Anbetracht der großen Not der Erwerbslosen hatte die Sozialdemokratische Fraktion beantragt, 250 000 Mark zur Verfügung zu stellen. Was hatten die Nationalsozialisten? Sie lehnten diesen Antrag mit der Begründung ab, daß der Staat für die Not der Erwerbslosen keine Mittel zur Verfügung habe, obwohl sie vor den thüringischen Landtagswahl ebenfalls die Bereitstellung von 250 000 Mark für die Arbeitslosen beantragt hatten. Der Unterschied zwischen damals und heute ist der, daß die Nationalsozialisten inzwischen Regierungspartei mit dem nationalsozialistischen Bußfahnen sind als Minister geworden sind.

## Gehört Bayern zum Reich?

Ministerpräsident Held bezweifelt das.

München, 14. Januar. (Eig. Draht.) „Am Verfassungskonflikt des bayerischen Landtages wurde am Dienstag mit dem Einlangen bayerischer Abgeordneter in die sozialdemokratische Antrag abgelehnt, der verlangte, bei Reichsentscheidungen in bayerischen Staatsgebieten auch in den bayerischen schwarz-roten zu klagen.

Ministerpräsident Held begründete die ablehnende Haltung der Regierung mit der Erklärung, daß Bayern als Staat ebenso wie das Reich für sich in Anspruch nehmen, seine Staatsgebiete nur mit seinen eigenen Kräften, als Selbststaat, zu klagen. Es entspräche demnach der Logik der Tatsache, meinte der Ministerpräsident, daß ein Staat für sich nur in seinen eigenen Gebieten klagen. An übrigen würden nur die Reichsgerichte und nicht etwa die bayerischen Landesgerichte klagen.

Bei dieser Begründung scheint der bayerische Ministerpräsident vergessen zu haben, daß Bayern ein Bestandteil des Reiches ist und nicht umgekehrt das Reich ein Bestandteil Bayerns. Nebenfalls heißt die Tatsache auch fälschlich bestehen, daß im Gegensatz zu allen übrigen Ländern des Reiches das amtliche Bayern die verfassungsmäßigen Reichsgerichte von seinen öffentlichen Gebäuden grundsätzlich fernhält.

## 25 Millionen unterschlagen!

Die Reichsfinanzverwaltung beim kirchlichen Papiergeldmarkt. Als im Winter des Jahres 1927 das atomatische Papiergeld gegen republikanische kirchliche Banknoten umgetauscht wurde, ließ, da beide gleich ungedruckt sind, im Werte nicht nennenswerter unterschlagen, verzeichnete die kirchliche Staatskasse einen derartig großen Eingang an alten Noten, daß der Verdacht einer riesenhaften Unterschlagung entstand. Eine Kommission zur Untersuchung des Falles wurde eingesetzt und nach ihrem ersten vorläufigen Bericht mußten Beträge von mindestens 25 Millionen Mark auf bisher noch keineswegs aufgeträte 25 Millionen unterschlagen worden sein.

Die Staatskasse hat damit rechnen können, daß etwa für 135 Millionen kirchliche Banknoten zum Umlauf eingewechselt werden würden. Die ursprüngliche Emillion hätte 160 Millionen kirchliche Banknoten, 12 Millionen kirchliche Banknoten waren in den Jahren als abgetauscht zum Umlauf bereits eingewechselt worden, und mindestens 10 Millionen kirchliche Banknoten konnten nach den Kriegsjahren 1919-22 und den Bränden mehrerer großer kirchlicher Städte als verloren angenommen werden. Es wurden aber 158 Millionen kirchliche Banknoten eingewechselt und tatsächlich aus-

getauscht, also 10 Millionen kirchliche Banknoten, als überhaupt im Umlauf gewesen waren, selbst wenn nicht eine einzige Note vernichtet oder verloren gegangen sein sollte.

Die Untersuchungskommission hat über diesen rätselhaften Fall bisher festgestellt, daß die Beamten der kirchlichen Staatsdruckverwaltung in den letzten Jahren des Kaiserreichs wie in den ersten Jahren der Republik den größten Teil der ihnen zum Umlauf eingewechselt abgetauschten Noten unterschlagen und heimlich wieder in Verkehr gebracht haben. Da nachweislich allein bei dem Brande von Emperey Millionen von Noten in Bankdepots verbrannten, muß das Wiedererwerbsergebnis der bereits eingewechselten Noten mehrfach erfolgt sein. Welche Zwecke die Unterschlagungen bezogen haben, konnte bisher nicht zweifelsfrei festgestellt werden, und so weit ein positiver Verdacht besteht, wird er natürlich nicht öffentlich geäußert.

Ein eigentümliches Licht wirft diese Angelegenheit auf den ehemaligen Unterstaatssekretär für Finanzwesen Heßler selbst. Bei der für die 1927 erfolgte Manipulation des Geldumtauschs verantwortlich war. Als nämlich die inaktiven Beamten die Nummern der später verbrannten alten Dittmannschen Noten aufgeschrieben und die Nummern der neuen Noten aufgeschrieben waren, dann sind die Nummern der alten Dittmannschen Noten aufgeschrieben worden, indem er dies als für feineswegs nötig erklärte. Da die Noten, mit denen der Umlauf betrug geschah, heute vernichtet und ihre Nummern nirgendwo verzeichnet sind, ist es wahrscheinlich, daß sich die Dittmannschen nicht mehr finden lassen und daß sich der kirchliche Staat mit einem Schaden von wenigstens 25 Millionen Mark wird befinden müssen.

## Der Rat in Genf.

Genf, 14. Januar. (Eig. Draht.) Der Völkerverbundrat beschloß am Dienstag, die Annullierung des Völkerverbundesabkommens mit dem Reich als nichtig zu erklären, was dem Reich ein schweres Verhängnis sein wird. Am weiteren Verlauf der Beratungen wurde über die Zulassung und das Programm der Wirtschaftsorganisationen, die sich dem Völkerverbund angeschlossen haben, und die Ausführvorgänge der Ein- und Ausfuhrverbote diskutiert. Die Aufhebung der Ein- und Ausfuhrverbote ist immer noch durch die Weigerung Russlands und die Unklarheiten über die Aufhebung der Ein- und Ausfuhrverbote diskutiert. Die Aufhebung der Ein- und Ausfuhrverbote ist immer noch durch die Weigerung Russlands und die Unklarheiten über die Aufhebung der Ein- und Ausfuhrverbote diskutiert.

## Der Widerstand in Indien.

Die Indier wehren sich nicht. London, 15. Januar. (Eig. Draht.) Der postive Widerstand, der vom indischen Nationalkongreß proklamiert wurde, ist bis jetzt nur zu einem Teil wirksam geworden. Am Legislativrat von Bengalen haben von den 43 nationalindischen Mitgliedern bisher nur 26 ihre Vertreter niedergelassen. In den übrigen Provinzen ist nur hier und da eine Mandatsverletzung erfolgt.

## Der verfassungstreue Aufstand.

Weimar, 14. Januar. (Eig. Draht.) Die Deutsche Volkspartei, die sich inzwischen mit der Ministerpräsident des nationalsozialistischen Aufstandes in Verbindung gesetzt hat, begründet ihre Haltung damit, daß sie den Eid auf die Verfassung leisten und die Verfassung nicht nur halten, sondern auch festhalten würde. Am Verlauf der Regierungsvorgänge und nationalsozialistischer Seite anerkannt worden. Am Gegenstand aus erklärt der Reichstagsabgeordnete Wagner am Dienstag im Plenum des Landtages, seine Partei werde alles tun, um dem verfassungsmäßig verordneten, parlamentarischen System die Luft abzuräumen. Der sozialdemokratische Abgeordnete Frölich riefte im Verlauf der Plenarberatung scharfe Angriffe gegen den nationalsozialistischen Aufstand, parlamentarischen System die Luft abzuräumen. Der sozialdemokratische Abgeordnete Frölich riefte im Verlauf der Plenarberatung scharfe Angriffe gegen den nationalsozialistischen Aufstand, parlamentarischen System die Luft abzuräumen.

## Der Widerstand in Indien.

Die Indier wehren sich nicht. London, 15. Januar. (Eig. Draht.) Der postive Widerstand, der vom indischen Nationalkongreß proklamiert wurde, ist bis jetzt nur zu einem Teil wirksam geworden. Am Legislativrat von Bengalen haben von den 43 nationalindischen Mitgliedern bisher nur 26 ihre Vertreter niedergelassen. In den übrigen Provinzen ist nur hier und da eine Mandatsverletzung erfolgt.

## Der verfassungstreue Aufstand.

Weimar, 14. Januar. (Eig. Draht.) Die Deutsche Volkspartei, die sich inzwischen mit der Ministerpräsident des nationalsozialistischen Aufstandes in Verbindung gesetzt hat, begründet ihre Haltung damit, daß sie den Eid auf die Verfassung leisten und die Verfassung nicht nur halten, sondern auch festhalten würde. Am Verlauf der Regierungsvorgänge und nationalsozialistischer Seite anerkannt worden. Am Gegenstand aus erklärt der Reichstagsabgeordnete Wagner am Dienstag im Plenum des Landtages, seine Partei werde alles tun, um dem verfassungsmäßig verordneten, parlamentarischen System die Luft abzuräumen. Der sozialdemokratische Abgeordnete Frölich riefte im Verlauf der Plenarberatung scharfe Angriffe gegen den nationalsozialistischen Aufstand, parlamentarischen System die Luft abzuräumen. Der sozialdemokratische Abgeordnete Frölich riefte im Verlauf der Plenarberatung scharfe Angriffe gegen den nationalsozialistischen Aufstand, parlamentarischen System die Luft abzuräumen.

In der Genfer Zollkonferenz werden voraussichtlich rund 30 Staaten teilnehmen. Die Konferenz verfolgt keineswegs nur das Ziel, einen Waffenstillstand im Zollkrieg herbeizuführen, ihre Aufgabe besteht auch darin, möglichst das Programm für weitere wirtschaftliche Verhandlungen zur Annäherung der Völker, besonders Europas, aufzustellen.

Erhöhung der Getreidezölle. Das Reichsstatistik erklärte sich am Dienstag damit einverstanden, daß durch Abschaffung mit Erhöhung von 20. Januar der Getreidezölle auf neun Mark und der Weizenzölle auf 9,50 Mark erhöht wird.

Die schärfste Regierung blieb am Dienstag bei der Abstimmung über ein Sozialversicherungsabkommen gegen die Befestigung mit 47 gegen 42 Stimmen in der Weimarer Reichstag. Für das Sozialversicherungsabkommen stimmten die Sozialdemokraten, die Kommunisten und die Unabhängigen. Die vier Demokraten enthielten sich der Stimme, während drei Abgeordnete der Aufwärtspartei vor der Abstimmung aus dem Saal vertrieben hatten. Das Sozialversicherungsabkommen gilt trotzdem als abgelehnt, weil nach der schärfsten Regierung ein Sozialversicherungsabkommen nur dann als angenommen betrachtet werden kann, wenn von den 96 Abgeordneten 49 für das Abkommen gestimmt haben.

Benennung auf dem Balkan. An der griechisch-albanischen Grenze überfiel eine Räuberbande eine Kolonne von sechs Bergbewohnern, tötete neun Personen und geraubte 30 bis auf 500 Mark. Nach vollbrachter Tat entflohen die Räuber in die Berge der Provinz Epirus.













# Der Abend

Nr. 2

Mittwoch, den 15. Januar

1930

## Unter Ecuadors Sonne.

Man kann nicht sagen, daß es die anständigen Elemente waren, die jetzt, wo der Gifthauch des Sommers mörderisch und bösarig über das Land troch, die Stadt verließen. Denn es gab nicht viele anständige Menschen hier am Ort, auch in der besten Jahreszeit nicht. Es gab Raffier und strupellose Geschäftsmacher und Händler aller Art, Spekulanten und solche, die es werden wollten, kurz, mancherlei Leute, die verdienen ohne zu arbeiten und andere, die arbeiteten, ohne gerade viel zu verdienen. Aber wenn es nicht die anständigen Menschen waren, so waren es doch die wohlhabenden, die um diese Zeit aus der Stadt in die kühleren Gebirgsgegenden von Ecuador flohen und dort die Regenzeit abwarteten. Viele Mischlinge, die es zu etwas gebracht hatten, und Pantees und ein paar europäische Abenteurer.

Was zurückblieb, waren die Diener in den Villen und Wohnungen der Reichen, die farbigen Arbeiter aller Schattierungen und die Seeleute von den Dampfern, die im Hafen lagen, um Fabrikware aller Art aus der alten Welt und aus den Staaten zu löschen und ihre unerfährlichen Bäche statt dessen mit den wertvollen Produkten des Landes zu füllen.

Ja, dieser bunt durcheinander gequirkten Menge gehörte für die Dauer von zehn Wochen die Stadt. Das bishen Polizei, einige Schiffsmatler und Clerks spielten wirklich keine Rolle, sie verlor sich in der großen Menge fragwürdiger, wilder Gestalten, die am späten Nachmittag, nach Feierabend, gleich einer endlosen Prozession die unfertig wirkenden Boulevards füllten, sich auf den Bänken in den Anlagen herumlegelten und ihre ungezwungene, laute Unterhaltung mit Worten vermengten, die selbst dem Kellner eines Hotels Carni die Schamröte ins Gesicht getrieben hätten.

Stundenlang tobte das so durch die Straßen und erfüllte die glühende, heiße, giftige Luft, mit größtendem Geschrei. Man litt unter dem ewig blauen Himmel, unter den sengenden Strahlen der Sonne, unter dieser ganzen, ungläublichen Atmosphäre. Die Eingeborenen natürlich wenig oder kaum, um so mehr die Europäer, all das fremde Schiffsvolk, das sich hier zusammengefunden hatte. Das Blut kochte träge und brennend, wie Lava in den Adern, das Hirn vermochte kaum einen klaren Gedanken zu fassen, nur die Sinne waren fieberhaft erregt und gaben dem übermüdeten Körper keine Ruhe.

Jawohl, man litt — aber da man zu stolz war, es zu zeigen, gedärte man sich übermüht und heiter; die Augen brannten als wäre es von Lust; aber es war wohl mehr Fieber. Und erst wenn Dunkelheit rasch und ohne Vorbereitung einfiel, verließen die Menschen die breiten Straßen der Reichen und sammelten sich unten am Quai, in der „Pative Town“, wo sie sich richtig zu Hause fühlten.

Dann waren die Kneipen gepreßt voll, und überall sah man dasselbe Bild wie bei Harwerds, wo sich Steuer- und Schauerleute, Matrosen und Sackträger zusammendrängten, Weiße, Neger, Indianer und andere Leute dunkelster Abstammung, mit jeder nur möglichen Farbe der Haut und der Haare.

Hermes sah da, der schwarze, breitschultrige Norweger, und Köpfe, der deutsche Leichtmatrose mit dem Gamingesicht, Cummar, der Isländer, O Toole aus Edinburgh und viele andere. Und Jane Wilkins, der Bootsmannsmaat von der „Farewell“, war hier zu finden — jeden Abend und deshalb auch heute — und Kissy seine Freundin. Denn „Farewell“ war mit schwerer Hawarie eingekommen und mußte vollständig überholt werden; das Schiff würde also noch Monate hier liegen. Was Wunder, daß Jane Wilkins sich für die lange Zeit der Muße eine Freundin, eine Braut, zugelegt hatte — eine Creolin, die mit ihrer Mutter vor wenigen Jahren aus Mexiko zugezogen war und hier einer sicher höchst fragwürdigen Beschäftigung nachging.

Sie saßen alle an einem langen Tisch, diese deutschen und englischen und spanischen Seeleute, einige mit ihren Mädchen, die meisten allein. Und Jane Wilkins mit Kissy, die schön war und makellose Haut hatte, blutrote übermüht geschürzte Lippen und glitzernde, kalte Augen.

Ja, ja, man war sehr exklusiv hier in der Kneipe, und scherte sich nicht um all das farbige Gesichter rundherum, um all die größten, schreienden, gestikulierenden Weißigen. Die Negertapelle spielte

einen ohrenbetäubenden Jazz, nach dessen qualem Rhythmus sich ein paar Steuer- und Bumbooteute mit ihren farbigen Schönen stampfend und in wilden Verzerrungen drehen.

Die Seeleute tanzten nicht — noch nicht jedenfalls. Sie saßen und tranken Whisky, mit und ohne Soda, Rognat, Thee, Stars und einige — trotz der ungeheuerlichen Hitze — Grog von Arrak. Zu ihnen gehörte Jane Wilkins. Er hatte ein Handtuch von fragwürdiger Reinheit um den Hals gewürgt, um den herabströmenden Schweiß aufzufangen, und goß ein Glas des heißen Getränkes nach dem andern in sich hinein. Aber es war ihm nichts anumerken, gewiß war auch er ziemlich betrunken, aber im Vergleich zu den anderen nüchtern wie eine Sonntagspredigt.

Ab und zu schob er Kissy, die halb auf seinem Schoß saß und aus seinem Glas trank — gierig und eifrig trank — den schwarzen Bodenverhang von der Stirn, die zart war und kindlich und unschuldig und zu Augen und Lippen des Mädchens in befremdlichem Widerspruch stand. Dann lachte Kissy und küßte ihn, und „wann gibts Hochzeit“ mederte Köpfe. „Wo johlen und tranken dem Engländer zu. Der nahm nicht über. „Neger mind“ fogte er, nach seinem Glase greifend. „Ich tausch das Mädel nicht für zehn vornehme Damen.“

Ein kleiner schwedischer Schiffsjunge von aufsehererregender Blondheit saß stumm und stark hinter einem Glas Whisky, mit dem er nichts rechts anzufangen wußte. Seine großen und traurigen Knabenaugen hingen gierig, ernst und fast ehrfürchtig an dem Mädchen. „Das es so etwas Schönes gibt — daß es auf der Welt so etwas gibt“, dachte er nur immer wieder und neigte mit der Zunge, die heiß und trocken gewordenen Lippen. Er war eben noch so furchtbar jung.

Jane Wilkins hatte den Blick des Knaben aufgefangen. Er lächelte herablassend und nachsichtig. „Na Niels, du schaust ja so merkwürdig aus? Bist wohl verliebt in Kissy, was?“ Und da der Schiffsjunge etwas flatterte, was wie eine Entschuldigung klang. „Komm her, Boy — los, oder hast du Angst? Da, gib dem Mädel einen Kuß! Du hast noch nie eines Weibes Lippen berührt.“

Der blonde Niels stand auf — Jane Wilkins war so groß und so stark und so viel älter. Und seine Stimme klang wie ein Befehl. Aber Niels hätte der Aufforderung Folge geleistet — auch ohne Furcht vor dem Maat. Ja, er schob sich langsam und schüchtern näher, bis er dicht hinter den beiden stand. Kissy sah ihn an — halb neugierig, halb mitleidig. Sicher wußte sie nicht recht, wie sie sich verhalten sollte. Doch da machte Niels eine Verbeugung — eine rüchelnde, ritterliche Verbeugung wie vor einer Dame und seine reinen, knabenhafte Lippen huschten flüchtig hingebend und zugleich mit einer Bitte um Vergebung über den roten sündigen Mund des Mädchens.

Die Männer am Tisch lachten laut und johlend. Jane Wilkins verzog nur den Mund — man wußte nicht, war das Heiterkeit oder Ernst. Der blonde Junge wollte erröten — aber er kam sozusagen nicht dazu. Denn während er noch bebend und ein wenig beleidigt sich umblühte, streifte sein Blick die Creolin und er sah, wie ihr eine dunkelrote Blutwelle über die nackte Schulter und den Hals bis hoch in die Wangen stieg. Sie hatte eine Hand auf den Mund gelegt, den seine Lippen gestreift hatten, und hilflos Staunen lag in ihren Augen.

Niels konnte sich keine Rechenschaft geben über seine Empfindungen in diesem Augenblick. Sein Herz pochte rasend und in seiner Kehle sah es dick und verquollen, wie ein mühsam unterdrücktes Schluchzen. Seine Schultern zuckten wie die eines weinenden Kindes.

Jane Wilkins reichte Niels sein volles Glas — er hatte sich nun doch entschlossen, ernst zu bleiben. Der Junge ruckte sich zusammen, man sah es ihm an, daß es ihn eine gewisse Ueberwindung kostete, das starke Getränk in sich hineinzugießen. Aber der Blick des Engländer hatte etwas so zwingendes — Niels trank die Hälfte des Glases aus. Doch die Creolin riß ihm das Glas fort. „Daß das, Boy“, rief sie. „Es ist nichts für Dich.“ Wilkins frauste die Stirn. Was fiel dem Mädchen ein?

Doch da setzte die Negertapelle aufs Neue mit ihrer scheußlichen, gellenden Musik ein — wieder war es einer dieser Tänze, die nur

durch wildes ungebärdiges Schlenkern der Gliedmaßen zu bewältigen sind.

„Wir wollen tanzen“, sagte Jane Wilkins und griff nach dem Arm des Mädchens. „Ich mag nicht“, sagte Kissy, und ihre Augen hingen an dem Mitleid des Knaben. Wilkins sah sie drohend an, sein Gesicht färbte sich dunkelrot. „Seit wann geht es darum, ob du magst oder nicht magst?“ brüllte er. Da folgte sie gehorjam, während der kleine Blonde sich schüchtern an seinen Platz zurück begab.

Wieder Stampfen der Füße, aufwirbelnder Staub, entsetzliche Hise, ein Geruch von Schweiß und all den fragwürdigen Ausdünstungen des farbigen Volkes. Jane Wilkins war der einzige von den Seeleuten, der tanzte, die anderen waren zu träge und vielleicht auch schon zu betrunken, um diese Tätigkeit noch als Lodung oder Vergnügen zu empfinden. Kissy hing leicht in den Armen des Raats, aber ihre Augen gingen ständig um den Raum umher. Sie sah, daß Niels sie anstarrte — mit einem hingebenden Blick — doch plötzlich empfand sie die ganze Geschichte von vorn bis durchaus lächerlich. Wie ein schmutziges, zoliges Wort zu dem Knaben hinüber, das dieser nicht hörte — und das er wohl nicht verstanden hätte, falls es bis zu seinen Ohren gedrunken wäre.

Da lachte Kissy gellend und herausfordernd. Ihr Panter-Blick blieb an einem riesenhaften Neger hängen, der auf dem Podest zu Füßen der Mufft-Band saß und immer wieder ein unartikuliertes, unverständliches Wort „Hauhahau“ in den Saal heulte, während er mit den Füßen rhythmisch den Boden bearbeitete.

Wilkins hatte genug vom Tanzen. Aber er hatte kaum wieder mit Kissy Platz genommen, als der Hüfne von Neger vor ihnen stand, mit breitem Grinsen seine weißen fleischenden Zähne freilegte und dem Mädchen zunickte.

Die Kreolin stand sofort auf, Jane Wilkins hielt sie am Arm fest. Er war noch immer ganz ruhig, in beängstigender Weise ruhig. „Was willst du, Kerl?“ fragte er den Schwarzen. Der antwortete nicht, grinsie nur weiter in unversöhnlicher, herausfordernder Art. „Ich werde jetzt mit ihm tanzen“, sagte Kissy mit boshaftem Lächeln. „Sie gebieten!“ schrie Wilkins und zu dem Neger gewandt. „Scher dich zur Hölle, schwarzer Teufel.“ Der Neger blieb stehen — kein Zweifel, er hatte nicht die geringste Lust, der Aufforderung Folge zu leisten. „Ich werde mit ihm tanzen“, sagte Kissy noch einmal, und aus dem Klang ihrer Stimme sprach die Absicht, den Engländer zu verlegen, seine Wut aufzusuchen.

Man begann aufzumerken. „Damned nigger“ brüllte Köppen, „Scher dich raus zu dem Misthaufen, von dem du gekommen bist.“ Der Neger stand wie ein Baum, er hatte die Arme über der Brust getrenzt und den Kopf gelenkt wie ein Büffel, der sich zum Angriff vorbereitet. Es war klar, daß er nicht beabsichtigte, gutwillig seinen Platz zu räumen.

Mit einem lästerlichen Fluch sprang Wilkins auf — er hatte im Gürtel eine Pistole, eine jener schweren Waffen älteren Stils, mit denen man am besten trifft, wenn man sie als Wurfgeschöß benutzt. Der eisenbeschlagene Kolben traf den Neger mitten auf die Stirn — jeder Europäer wäre glattweg in die Knie gesunken. Der Neger taumelte taum, er stöhnte nur dumpf und griff mit der Hand nach dem Gesicht, um sich das Blut, das in breitem Bache aus der Wunde strömte, aus den Augen zu wischen.

Das war das Signal. Die anderen Farbigen — es war gut ein halbes Hundert Menschen — hatten sich um den Neger geschart, die Seeleute — zehn Mann waren es höchstens — standen im nächsten Augenblick Schulter an Schulter vor der Wand, die ihnen Rückenbedeckung bot, sie hatten die Stühle zertrümmert und jeder hielt fünf Sekunden später ein massives Stuhlbein in der Faust.

Die Kreolin wurde blaß, sie lachte hysterisch. Sie stand zwischen den beiden Parteien — im nächsten Augenblick fühlte sie, wie eine Hand nach ihr griff. Mit einer ungestümen Bewegung war Niels vorgepresungen, riß sie heran und stellte sich schützend vor das Mädchen.

Alles andere ging sehr schnell. Irgendein Trintgeschäß kaufte durch die Luft, es verfehlte sein Ziel, traf nur die Lampe, die in Scherben ging. Abgrundtiefe Dunkelheit erfüllte sofort den ganzen Raum, während die Musik, die bisher noch, unbekümmert um alles andere, gespielt hatte, mit einem jähen, klagenden Mißton endete.

Dann begann die Schlacht. Es war, als hätte diese heiße, mit Fieberdünsten geschwängerte Luft, in der die Europäer seit Tagen oder Wochen atmeten, alle Ueberlegung in ihrem Hirn ausgelöscht. Oder als hätte die giftige Atmosphäre die ganze tierische Wildheit ihrer Ahnen aus der Steinzeit wieder aufgeweckt. Keiner fragte sich auch nur einen Augenblick, warum es eigentlich ginge, keiner dachte daran, daß das, was nun kommen mußte, geschah, weil ein Halbblut, eine teufliche Dirne, ausgerechnet mit einem Neger tanzen wollte. Man empfand nur eines, Urfeindschaft der Rassen, beleidigtes Herrengefühl, da ein Schwarzer gewagt hatte, einem Europäer zu trotzen. Man kannte diesen Schwarzen nicht und man kannte niemanden aus dieser ganzen buntschneidigen Masse, die einem da gegenüberstand. Man arbeitete mit ihnen, gewiß — und man trank auch

mit ihnen. Aber man vergaß nie, daß sie etwas Minderwertiges waren, man hatte in Wahrheit niemals aufgehört, sie zu verachten.

Und in dieser grauenhaften, entsetzlichen Dunkelheit, ein kleines Häufchen gegenüber einem halben Hundert gewiß nicht weniger kräftiger Männer, zweifelte man dennoch keinen Augenblick daran, daß es die anderen waren, die den Kürzeren ziehen mußten. „So on!“ kommandierte Wilkins, und im Takt, mit fast rhythmischer Gleichmäßigkeit, hoben sich die schweren Stuhlbeine in den Fäusten der Seeleute, kauften nieder — man hörte ein dumpfes Knirschen, wenn sie auf die Schädel der andern schmetterten — ein Splittern wie von brechenden Knochen, dazwischen das Stöhnen und Seufzen der Getroffenen. Aber kein einziges Wort wurde vernehmbar außer diesen wenigen, entsetzlichen Geräuschen, man kämpfte mit zusammengebissenen Zähnen, und auch die Farbigen, überwiegend angewiesen auf die Kraft ihrer Fäuste, wenige nur mit ein paar harten Gegenständen, die sie im letzten Augenblick erwischt hatten, bewaffnet, wehrten sich in verbissener Wut schweigend ihrer Haut.

Anfangs schien es, als würden die Farbigen durch ihre größere Masse die Oberhand gewinnen. Dann schrie einer gräßlich auf — das war O'Toole, den ein Messerfisch getroffen und fast den Arm von der Schulter getrennt hatte. Gunnar schob ihn hinter sich, wo er sich halt suchend an die Wand lehnte, während das Blut ihm wie ein Bach über Hemd und Hose lief.

Die Seeleute schlossen vor ihm die Lücke — aufgepeitscht durch den Schrei O'Tooles ließen sie ihre Waffen immer rascher, immer heftiger auf die kompakte Masse ihrer Gegner niederprasseln. Vereinzelt Weibergeschrei verlor sich bald: entweder lagen sie schon zerlegt und zertreten unter den Füßen der Kämpfenden, oder es war ihnen auf irgendeine erstaunliche Art gelungen zu entweichen, ehe die Schlacht ihren Anfang nahm. Jetzt jedenfalls kämpfte Mann gegen Mann — man konnte sagen, einer gegen fünf, wenn nicht die Farbigen durch ihre größere Masse sich selbst gegenseitig im Wege gestanden wären und behindert hätten.

Langsam drangen die Seeleute vor — immer größer wurde der Abstand zwischen ihnen und der schützenden Wand hinten. Immer enger ballten und trauten sich die anderen zusammen. Vielleicht wären sie gerne entwischt, aber die Türe war, sei es durch einen Zufall oder mit Absicht — zugeschlagen worden. Sie öffneten sich nach innen, diese Türe, und es gab kein Mittel, sie aufzureißen, da die Weiber der Kämpfenden dagegen preszten.

Bis sie schließlich dennoch, als die Füße bereits in den Blutlachen auszugleiten begannen und die Körper vergeblich nach einem Halt suchten, unter dem immer mehr anwachsenden Druck splitternd zertrachtete. Da polterte, schreiend, gellend, pfeifend, heraus, was noch nicht kampfunfähig oder tot am Boden lag von diesem halben Hundert Menschen — und plötzlich wurde es ganz, ganz still. Die erhobenen Fäuste der Matrosen fanden keinen Widerstand mehr, sanken untätig nieder, ein fähler Luftzug, der durch die zertrümmerte Türe strich, schien die überhitzten Hirne zu ernüchtern.

„Fertig“ sagte der lange Hoptins aus Fristo und aus seiner Stimme konnte man ein maßloses Staunen heraus hören. Er fingerte in seinen Taschen nach dem Feuerzeug, ein Lichtschein flackerte auf. Acht, neun Farbige lagen in verzerrten Stellungen auf dem Boden, auf dem das Blut in lägen großen Lachen stand. Die meisten schienen noch zu leben, zwei oder drei waren offensichtlich tot. Von den Matrosen fehlten zwei. O'Toole war an seiner Wunde verblüdet, zu einem Knäuel zusammengeballt lag er in einer Ecke, Gunnar fehlte, endlich entdeckte man ihn unter den Leichen von zwei Weibzigen.

Einer fand einen Lichtstumpf — ganz friedlich setzte man sich an den Tisch, mit stieren und verständnislosen Augen, nachdem man sich vorher die paar Flaschen, die unverfehrt geblieben waren, hinter dem Schantisch hervorgeholt hatte. Es gab keine Gläser mehr in dem ganzen Raum, die als solche anzusprechen waren. Es gab nur Scherben. So ließ man die Flaschen kreisen. Einer — es war wohl wieder Hoptins — fing an zu singen, ein trauriges Lied. „Heiter, heiter“ brüllte Jane Wilkins und stimmte den „Oib flor“ an, daß die „Mary out“ — und alle größtens mit. Plötzlich hörte man von draußen die gellenden Pfeifensignale der Konstabler. Niels, den Wilkins neben sich auf den Stuhl gezogen hatte, erbläkte. „Sie haben uns.“ flüsterte er. Da wurden auch die andern stumm, erhoben sich schweigend. In diesem Augenblick sah Wilkins erstmalig Kissy. Er hatte nicht mehr an sie gedacht. — Vielleicht lag es auch an dem kümmerlichen Lichtstumpfen, der nur einen kleinen Umkreis trübe beleuchtete, daß er sie nicht gleich bemerkt hatte. Jetzt jedenfalls sah er sie. Das Mädchen stand aufrecht an der Wand, an derselben Stelle, wohin sie Niels vorher gestellt hatte. Anscheinend hatte sie sich die ganze Zeit über nicht vom Fleck gerührt. Zu ihren Füßen lag jener große Neger, der die Veranlassung zu dem ganzen Kampf gegeben hatte, — mit geborntem Schädel.

Die Blide Jane Wilkins und der Kreolin kreuzten sich. Sie lachte höhnisch und gellend. „Bestie“ schrie der Engländer, sein Messer aus dem Gürtel reißend, und sprang mit wildem Satz auf sie zu.

Aber schneller als er war Niels; er warf sich zwischen die beiden — und der nicht zu hemmende Schlag traf im Herniederfallen seine Brust — traf ihn mitten ins Herz.

„Mutter“, schrie er noch und das war das Letzte, was er zu sagen vermochte. Und er sah auch nicht mehr, daß die Kreolin sich über ihn geworfen hatte, daß sie — o, so bebusam — seinen Kopf in ihren Schoß bettete, seine feuchten blonden Haare streichelte und ihn küßte, immer wieder küßte, während die Tränen wie Ströme ihren Augen entbrachen. . . .

## Ernst Preczang.

Von Martin Andersen Regé.

Wie oft bekommt man nicht von „authentischer Seite“ zu hören, daß es keine proletarische Kunst gibt und auch keine geben kann: Kunst ist einfach Kunst, ob sie von oben in der Gesellschaft oder von unten kommt, ob sie eine Elite- oder Massenangelegenheit ist. Allah ist Allah, und Mohammed ist sein Prophet! Fertig!

Wir wollen uns aber auf die Dauer nicht damit abfinden lassen, denn selbstverständlich gibt es eine proletarische Kunst — wie es z. B. auch eine christliche gibt; und darüber sind sich ja doch alle Autoritäten hübsch einig. Man heißt sogar oft die christliche Kunst die religiöse Kunst, was aber ein großer Unfuss ist; denn alle Kunst ist religiösen Ursprungs — ist weltanschaulich.

Es gab eine Zeit, wo kein Christentum und also auch keine christliche Kunst da war, und wieder eine, wo das Christentum zu der führenden Weltanschauung heranwuchs. Die künstlerische Hochblüte des Christentums fällt recht spät, wie es natürlich ist: Erst Jugend und Tat, dann Gefinnung und Austrittsalisierung.

Heute sind die christliche Weltanschauung und ihre reichen geistigen und künstlerischen Schöpfungen Geschichte; sie sind Petrefakten, Bernsteinreste, die uns eine versunkene Kulturphase wieder verlebendigen. Erstarrte Welten tragen aber nichts; nur wo das Leben febert, wird erzeugt.

Wie der Vogel in der Brutzeit von seiner brennenden Brust die Federdecke wegrißt, um an die Eier mit seiner Blutwärme heranzukommen, so reißen Menschen ihr Herz auf, um die Zukunft drin auszubrühen. Nicht alle; gewöhnlich ist es eine Schicht, eine Klasse, die sich im Brennpunkt des Lebens fühlt und die Verantwortung für die nächste Strecke übernimmt. Und wer kann dafür blind sein, daß heute das Proletariat es ist, das durch seine Weltanschauung die höchste Verantwortlichkeit übernommen hat und unter seinem Herzen das neue Leben trägt.

Natürlich ist die Morgenröte einer neuen Kulturphase nicht in erster Reihe künstlerisch betont; die Kunst neigt mehr der Abenddämmerung zu. Der Künstler, der das Glück hat, zu der Vorhut einer Phase zu gehören, kennt kein l'art pour l'art, er ist wie die alten Barden der nordischen Segenzeit, die vor der Front gingen und singend zum Kampfe mahnten — ein Kämpfer, ein Welter und Erfreuer!

Und hier begegnet uns die deutsche proletarische Literatur. Wer kann verkennen, daß durch Preczang, Brügger, Verich und den früh gestorbenen Behold — um nur einige zu nennen — zu gleicher Zeit das deutsche Proletariat entkammt und das geistige Antlitz Deutschlands um neue Züge, schmerzliche, tief-innereiche und zukunftsreiche, bereichert worden ist. Im selben Umfang wie der proletarische Dichter auf alles Artifizium verzichtet und sich so bergibt, wie sein proletarischer Schnabel gewachsen ist, gewinnt er für sein Volk und die Menschheit neues Land.

Ernst Preczang ist der vierstärkste von uns allen. Es soll ihm jetzt zu seinem sechzigsten Geburtstag gesagt werden, daß er wunderbar fest auf seinen Dichterbeinen steht. Die Versuchung ist groß, der Welt zu zeigen, daß man, obwohl „nur“ Proletarier, all die bürgerlichen Flickeflats, das Nabelgürtel, das überseelische Volksgieren, das Hervorzubern aus einem leeren Nessel, auch bewältigt. Um so verdienstvoller ist es, wenn einer es trotz aller Verlockungen und Versuchungen fertigbringt, in seiner schlichten Proletarierhaut stetenzubleiben und sich dort genial auszuwirken.

Preczang hat das verstanden, besser: er ist, in allem was er hervorbringt, der selbstverständliche Proletarier. Hier ist ein Dichter, der keine Spur von intellektuellem Können zur Schau trägt, der sich den Teufel um die hohe Schule des Parnasses schert, dessen künstlerische Ideale nicht artistisch, sondern menschlich sind, dessen Sprache schlicht und einfach ist, dessen Stoff dem alltäglichen Leben entspringt. Und eben dadurch, daß sein Instinkt in Ordnung ist und er nicht aus seiner proletarischen Haut kann, wird seine Produktion dichterisch so stark. Und so wertvoll als Zeugnis einer Weltanschauung, die in der breitesten Menschheit wurzelt, der Lehre, daß alle und alles für alle da ist, der Solidarität!

Der Weltkrieg hat viele selbst von den muffigsten Egoisten, die früher nicht gern über sich selbst hinausdachten, ins Lager der solidarisierenden Denker — ins Allemannsland — hinübergetrieben. Als die Lehre von dem Einzelnen, der Individualismus affo, schauerlich

Preite machte, griff die Entwicklung tief in die Tiefe und holte die Massen heran; nur die Können die neue große Allgemeinheit verwirklichen. Und wie schön verkörpert nicht Ernst Preczang die breite Masse, die neue Menschheit! Oft genug wird uns Hofusopolus — Dadaismus und Kubismus und Gott weiß was — als die neue Kunst der neuen revolutionären Zeit vorgeführt. Preczang ist einer von den wenigen, die sich nicht haben heirren lassen. Er verwechsell nicht leicht Brot und Witzel Bifles; er weiß, daß das Neue sich nie als neue Form, sondern immer als neuer Inhalt manifestiert, daß vielmehr die Jagd nach neuen Formen eine Dekadenz-Erscheinung ist.

Es wäre verlockend, auf Ernst Preczangs starke Produktion, die sowohl Dramen wie Gedichte, Romane und Erzählungen umfaßt, hier näher einzugehen. Der Proletarier soll sie sich aber selbst heranholen — und darüber staunen, was für einen prächtigen Dichter und Anwalt die Unterklasse hier hat. Viel zu wenig ist er bis jetzt gelesen worden, und manche seiner Arbeiten liegen gar nicht mehr vor. Auch in diesem Sinne ist Preczang ein echter Proletarier, daß er keinen persönlichen Ehrgeiz hat; läge es an ihm, wäre er ganz in die Anonymität der Volksdichtung untergetaucht.

Ernst Preczang hat eine unter den heutigen Dichtern sehr seltene Gabe, die schöpferische Gabe des Gestaltens. Raum sind ihm seine Gestalten aus seinen Fingerpitzen heraus, dann leben sie ihr Eigenleben — und leben es weiter in dem Leser, lange nachdem dieser das Buch beiseitegelegt hat.

So ist er in allem ein genialer Exponent der heutigen Unterklasse, der geblühte Ausdruck ihrer besten Eigenschaften. Es gibt Vögel, die — wie hoch und weit sie auch fliegen — doch immer zu dem ersten Heimatsort zurückkehren; Preczang ist in seinem Flug immer besten-tändiger Proletarier geblieben. Auf ihn paßt, wie auf wenige, das Wort Kamerad. Eben das macht seine Arbeiten so reich an Vitaminen für uns, die wir nur Menschen sein wollen, nichts mehr und nichts weniger; und es ist zu hoffen, daß seine Produktion bald gesammelt und zugänglich gemacht wird für die breiten Schichten mit dem offenen Sinn und dem kleinen Selbstgefühl.

Ein Gruß dem Kameraden Preczang!

## Der Bekehrte.

Erzählung von Joe Corrie.

„Nie wieder, Johanna“, sprach Joe M'Curdie, als er sich Sonntag in der Früh mit einem um den Kopf zu dunden nassen Hader zu Bett legte, „niemals, im Leben nie wieder!“ Und er winkte mit der Hand, damit Johanna das Frühstück, bestehend aus Schinken und Ei, der englischen Nationalspeise, wieder fortäume. Johanna ging lächelnd zur Seite.

„Jetzt hast du, was du verdienst“, sprach sie für sich selber, „jezt hast du die Belohnung dafür, weil du es fertigbringst, fünf Schilling zu einer Zeit zu verkaufen, da dich der Lumpenhändler selber gerne mitnehmen möchte; so siehst du aus. Ja, es ist wahrhaftig an der Zeit, daß du einmal sagst: niemals! wieder, und daß du dieses Wort hältst!“

Joe mußte ihre Gedanken erraten haben, denn er lag still da und stöhnte. Er war nämlich ein Quartalsfäuser — war ein solcher, gewesen. Fünf bare Schilling — und nichts anderes dafür als einen wehen Kopf! Und die kleinen Kinder bloßfüßig! Er seufzte und bat Gott, ihm zu verzeihen. Dann fiel er in einen tiefen Schlummer. Und während dieses Schlafes träumte ihm, daß er vor einem heiligen mit dem Namen Peter stünde, und daß dieser Tag der gefürchtete Gerichtstag wäre.

„Dein Name?“ donnert ihn der Bärtige an.

„Joe M'Curdie, Euer Gnaden!“

„Wer hat geflossen und deine Kinder bloßfüßig herumtaufen lassen?“

Joe ließ den Kopf hängen.

„In die Hölle mit ihm!“ Und schon packte ihn eine Schwar kleiner, schwarzer grinsender Teufel bei den Haaren, und sie ließen ihn in eine Feueresse, welche mit dem Dyrontohlenbergwerke viel Rehnlichkeit hatte, niederfallen.

Er erwachte und der Bierweiß trat ihm aus allen Poren.

Er stand auf, einen Spaziergang zu machen, oder besser gesagt, die Straße herunterzutorkeln. Er lehnte sich müde und abgepannt gegen einen Laternenpfosten, gerade bei einer Wegkreuzung, wo die Heilsarmee ihre Aufstellung genommen hatte.

Blöße Abioten! Dies war der Ausdruck, den er für diese Gesellschaft hatte, als sie seinen Gesang im Wirtshaus gestern abend mit ihren Rosanen und Tambourinen überdönt hatten. „Wer was wollen die Abioten denn am helllichten Tage?“, sprach er zu sich selber. Und er schlug seinen Kopf, als niemand zusah, gegen den Laternenpfosten.

Er hörte ihre Predigt und rief sich den Traum in seine Erinnerung wach.

„Es ist niemals zu spät, daß die Seele gerettet werde“, erklang es aus der Predigt. „Jetzt ist der Tag dazu, jetzt ist die geeignete Stunde!“ sprach Joe.

Er begab sich nach Hause und begann alle Schubfächer der Kommode wie verrückt durchzustöbern.

„Suchst du etwas? Was vermisst du denn?“ fragt Johanna.

„Wo ist die Bibel?“

„W-a-a-a-s“ leuchtete sie.

„Die vermaledeite Bibel!“

„Was willst du denn mit der Bibel, Mann?“

„Weißt du vielleicht, wo sie ist? Das frage ich!“

„Weiß der liebe Herrgott, wo sie steckt. Du hast sie doch das letzte Mal, soviel ich mich erinnere, dazu gebraucht, um dir am Einbande dein Kaffermesser scharf zu machen. Aber um Himmels willen, was willst du denn mit der Bibel anfangen! Ein gutes Glas Whisky, das möchte doch besser zu dir passen!“

„Und jetzt rede mir kein Wort mehr über das Trinken, „Weiß“, brüllte er. „Und die verdamnte Flücherei habe ich auch schon satt, das muß auch aufhören, ich dulde es nicht mehr!“

„Da lehre gefälligst vor deiner eigenen Türe, Mann“, gab ihm Johanna zur Antwort. „Wenn jemand den ganzen Tag hier im Hause flucht, so bist du es! Aber was für ein Geist ist denn in dich gefahren?“

„Ich habe meine Seele gerettet, das ist es!“

„Gerettet?“

„Jawohl, zu lange bin ich ein Sünder gewesen. Von jetzt ab werden wir jeden Sonntag zur Kirche gehen!“

„Wir werden zur Kirche gehen? Du denkst vielleicht, daß du dir aus mir heute einen guten Tag machen kannst. Ich brauche meine Seele nicht retten zu lassen.“

„Und vor und nach dem Essen wirst du jetzt jedesmal das Tischgebet auffagen!“

„Sei nicht blöde, Mann, das wirst du ja nimmer halten!“

Joak wandte sich um und sah sie an.

„Hast du die Bibel gesehen, Lisbeth?“ wandte er sich jetzt an eines der vernachlässigten Kinder.

„Die Bibel? Hast du sie denn nicht in die unterste Schublade geschmissen, wie du das letzte Mal betrunken warst?“

Joak seufzte, denn es war leider zu wahr.

Sie war ganz staubig, Spinnweben klebten daran, die Blätter klebten zusammen, als ob sie seit tausend Jahren in einer hydraulischen Presse gelegen wäre.

Er begann sie zu lesen, ganz von Anfang an, von der Erschaffung der Welt. Und eine ganze Stunde lang wandte er nicht die Augen ab, höchstens nur, um Johanna anzurufen, nicht so einen „blöden, verdamnten Lärm“ zu machen, und zur Strafe begann er nochmals von Anfang an, von der Erschaffung der Welt an, zu lesen.

Er las sie, während er seinen Tee trank, und als er damit fertig war, sprach er: „Amen“.

„Welches Instrument wirst du also spielen?“, fragte ihn Johanna mit einem Lächeln, „vielleicht die große Trommel?“ Doch er seufzte nur auf und bat den Satan, hinter ihn zu gehen. Er sang gerade eine kirchliche Hymne, als Quoter, seinen Freund in Freud und Leid zur Tür herein kam.

„Joak singt also jetzt Kirchenhymnen?“ fragte Quoter.

„Er ist bekehrt, Quoter“, antwortete Johanna mit einem Wink. „Er ist heute abend damit beschäftigt gewesen, die Bibel zu lesen!“

Quoter war starr vor Staunen. Doch Joak erröte nicht einmal.

„Jawohl Freund“, sagte er. „Ich habe eine neue Seite in meinem Leben aufgeschblättert, und du mußt dich schon gefälligst um einen anderen Narren umsehen, der die Samstagsabende mit dir zusammen verbringen wird. Fünf Schillinge habe ich heute Nacht verlossen und meine Kinder —“. Er konnte nicht zu Ende sprechen. Er verbarg sein Gesicht in den Händen und stöhnte.

„Also hör mal“, sprach Quoter, „aber jetzt hast du es wirklich schon weit genug getrieben. Das macht das Bier von gestern abend. Ich sagte dir ja, daß es nicht zum Sausen ist, auch ich glaube in der Früh, daß mir der Kopf plagen wird!“

„Du hast meinen Entschluß vernommen, und sollst dich um einen anderen Kameraden umsehen. Mancherlei kann bis morgen geschehen, das Sell kann plötzlich zerreißen, das Himmelsgewölbe kann sich niederstürzen, und die Hölle ist mir gewiß. Und ganz abgesehen davon, dieses Geldverschwendung für verfälschtes Bier, das ist ein närrisches Tun!“

„Du hast ziemlich lange gebraucht, um darauf zu kommen, Freund. Diese Weisheit ist mir schon lange bekannt.“

„Und die einzige Rettung dagegen ist“, sagte Joak, „seine Seele erretten zu lassen.“

„Mach keinen Blödsinn, Mann. Jeder wird über dich lachen. Da schau her!“ Und er zog eine Flasche Whisky aus seiner Tasche.

Qualen peinigten das arme Haupt unseres Jaak. Ja — nein — ja — nein —

„Es ist echter Whisky, und kein Fudel. Ich habe ihn heute früh beim Rennen gewonnen; ich habe Glück gehabt!“ Und Quoter riß den Kork aus der Flasche und der böse Duft verbreitete sich im Zimmer.

Ja — nein — ja — nein. „Ich werde einen Schluck machen, Quoter, aber nur deswegen, um mir das Kopfschmerz zu stillen, dann nie mehr, im Leben nie wieder!“

Doch nach dem zweiten Glase lag die Bibel bereits wieder unter die Kommode, und die Warnung des heiligen Peters war vergessen wie ein Abdrücken.

### Die Chaplin-Kopisten.

In Portland (Staat Oregon) veranstaltete der Besitzer des „Pomptages-Baudouilles-Wircuits“ einen Ball unter der Devise „Chaplin-Kopisten“. Sämtliche Teilnehmer waren verpflichtet, im Kostum Chaplins zu erscheinen. Die besten Kopisten sollten, wor angekünndigt worden, prämiert werden.

Es war begreiflicherweise ein unerhörter Anblick. Lauter Chaplins! Hunderte von Chaplins; hunderte von seinen Schnurrbärten, seinen Melonenhüten, seinen Riesenschuhen, seinen Stöcken. Und man wußte nicht recht, ob man die Verwirrung eher „nehmlich“ als komisch finden sollte. Wenn wenigstens nur das Kostüm 'n so riesiger Auflage vorhanden gewesen wäre! Obwohl es natürlich bereits merkwürdig bericherte, die extravagante Kleidung des genauen kleinen Mannes als Regimentsuniform zu sehen . . .

Aber nun hatte sich auch noch ein jeder bemüht, das Gesicht Chaplins zu wiederholen. Jeder Chaplin hatte eine Nummer auf dem Rücken; das Einzige, was sie voneinander unterschied. Und die Juroren ließen mit Notizzetteln und Bleistiften in der gleichförmigen Menge umher und verteilten Wertpunkte.

Endlich war es soweit! Ein Tisch versammelte die Teilnehmer, und die Jury ließ verkünden, am ähnlichsten sähe dem Chaplin die Nummer 27. Die Nummer 27 stieg aufs Podium, ließ sich applaudieren und nannte ihren Namen. Der Herr hieß, wie berichtet wird, Drinkwater, den zweiten Preis erhielt die Nummer 14; es war ein Mister Houston. Den dritten Preis bekam die Nummer 31.

Nummer 31 hieß — Charlie Chaplin! Es war nicht zu ändern; Chaplin befand sich persönlich auf dem Ball der Chaplin-Kopisten und erhielt unerkannterweise, die Zusicherung, daß er sich selber am dritt-ähnlichsten sähe! Die Herren Drinkwater und Houston ähnelten ihn mehr als er selber.

Ich habe diese Anekdote nachdem ich sie gelesen hatte, verschiedenen Bekannten erzählt. Manche haben darüber gelacht. Andere nicht. Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf: ich halte es für angebrachter, über die Anekdote nicht zu lachen. Ich möchte aber niemanden die gute Laune stören. Es ist nur meine unmaßgebliche Meinung.

Erich Kästner

## Humor

Die liebe Leiche. Die Großhauerin hatte man zur letzten Ruhe gebettet. Beim obligaten Beichenschmaus nahte sich der trauernde Witmer dem Herrn Pfarrer mit einem riesenhaften Kapstuchen und reizte den Appetit des Geistlichen mit folgenden Worten: „Bitte sich doch zu bedienen, Herr Pfarrer, den Kuchen hat die liebe Leiche noch eigenhändig gebacken.“

Eine Dame will in einem Warenhaus ein Nachtgeschirr kaufen. Der Verkäufer zeigt ihr eins reichlicher Dimension.

Käuferin: „Haben Sie nicht ein kleineres?“

Verkäufer: „Gnädige Frau — die Nacht ist lang!“

Der Chineser. Tante Anna ist noch bei jedem freudigen Ereignis in der Familie ihrer Nichte Kelly zugegen gewesen. — Nun kommt zum vierten Male ein Brief, daß es wieder einmal so weit sei und daß man Tante Anna erwarte. — Aber diesmal ist die gute Tante merkwürdig gedrückt, hat nicht die freudige Eile wie sonst — kurz — es ist, als ob die Sache ihr diesmal keinen besonderen Eindruck mache. — „Tantchen“, fragt jemand, „Du freust Dich wohl gar nicht?“ — „Ach Gott“, sagt Tantchen, „es ist diesmal das vierte Mal, und ich habe gelesen (Bevölkerungsstatistik!), daß jedes vierte Kind ein Chineser ist.“

Die Zwillinge. Justus und Kasimir, Inhaber der Firma „Gebrüder J. u. K. Rübbsam“, sitzen im Büro. Der Lehrling bringt einen Brief. Justus reißt ihn auf, beginnt zu lesen, erstarrt, wird krebströt vor Wut. — In dem Brief steht: „Ich wundere mich bei Ihnen über gar nichts, denn schon Ihr Vater war ein Gauner und Ihre Mutter ein gemeines Frauenzimmer!“ — Justus ist außer sich, dreht den Brief um und um, besticht den Umschlag — und lächelt befänntigt: „Der Brief ist ja gar nicht an mich!“ — Und reicht ihn seinem Bruder.



